

Die rothe Lene.

Ein Berliner Sittenbild von Hermann Dupont.

Vier Uhr Morgens. Frisch und witzig weht die Luft. Noch ist sie nicht durchkühlt von den qualmenden Rauchfäden, die in wenigen Stunden den unzähligen Schornsteinen und Fabrikföhlen entweichen werden. Berlin schläft noch.

Die Kolonnen der Straßenreiniger rüsten sich zum Aufbruch. Die Schaufeln, die langstieligen Beien mit den Stahlhorften, die schweren Gießkannen auf den Schultern, notiren sie gemächlich daher, plaudernd und lachend. Kolonnen raseln die eisernen Handlarren, die Rehmuscheln über das Straßenpflaster.

Die Nachtcafés speien ihre letzten Gäste aus: gähnende, verchlafene Dinnen mit verblähter Schminke an den Wangen; die Beschäuer „bieder Damen“, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Rocktragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen verborgen, die verbotene Cigarette im Munde. Ihnen begegnen die „frühen Leute“, die Ploniere der Arbeit: vieldehnte Bäderjungen; sträube Zeitungsfrauen; Fabrikarbeiter, unter dem Rock die durchgetrübte Blause, in der Hand die Westschlange.

Ueber die Weichbilddgrenze der Stadt rollen Bauern, Milch- und Schlächtersfähre, deren aller Ziel die Markthallen sind.

Durch die leichten, grauen Wolkenmassen brechen die ersten Sonnenstrahlen und vergolden die Thürmpfeile des Hauptmeeres. Es wird ein heißer Tag heute!

Ueber den Platz am Noltenhale Thor eilt eine Frau. Die Handtasche am Arm, das Strickzeug in den Händen kennzeichnen sie als Jungsträgerin. Eine dürftige, längst verblühte Gestalt in ärmerlicher, aber sauberer Kleidung. Das Gesicht mag einst nicht ungeschön gewesen sein; aber jetzt sind die Jüge durchfurcht, das Haar ergraut. Den Kopf leicht vornüber geneigt, jedoch unauffällig die Stricknadeln in den nachsichtigen, bigegebärdeten Händen bewegend, eilt sie, ohne aufzuheben, dahin auf ihren ablatzigen Schuhen, wie ein aufgezogenes Uhrwerk — heute so wie auch alle anderen Morgen.

Und doch hatte sie einst in anderen Verhältnissen gelebt. Damals, als ihr Mann, der Maschinenbauer, noch lebte. Da gab es drei glückliche Menschen mehr in der großen Stadt. Ich sage: drei. Denn sie hatten ein Töchterchen, ein bildhübsches, zierliches Kind mit rothblonden Locken, die ihm bei den Nachbarn den Beinamen: die rothe Lene, verschafft hatten. Sie war der Verzug des Vaters, der ihr jeden Wunsch erfüllte. Für seine Lene war ihm das Beste nicht zu schade. Die Frau schalt deshalb öfter mit ihm: er solle dem Kinde nicht den Goldmuthsteintel in den Kopf setzen und lieber sparen. Dann wies er lachend seine muskulösen Schmiedehammererleichen Arme, die allerdings eine gute Gewähr für die Zukunft boten. Sie sollte ihn nur mochen lassen. Und doch sich die Lene gern puzte? Da lieber Gott! Kinder sind eben Kinder. Und wenn sie erst verheiratet sei, dann könnten sie auch beide wieder aus Sparen denken. Denn doch alle gefesteten und wohlhabenden jungen Männer sich einst noch ihr „wie Haden ablaufen“ würden, galt ihm als eine ausgemachte Sache, über die weiter kein Wort zu verlieren war, nicht minder auch, daß ihm nur der Gesichtseifer und Wohlhabenheit als Schwiegereltern gerade gut genug war. Und welcher Stolz ihm aus den ehelichen Augen blitze, wenn er des Sonntags nach ihr spazieren ging und sich die Lene auf der Straße nach ihr umfassen. Ja, suchst auch erst mal eine wieder, wie die hier!

Das launische Schicksal sah das so einige Jahre mit an, dann bewerkte es an einem schönen Morgen — just wie der heutige! — eine Welle, die mußte einen winzigen Zipfel seiner Blause erfassen und ihn so einige Male mit Gebantenjähne herumschleudern — kann daß er Zeit gehabt einen Schrei anzustoßen — einen Schrei freilich, der seinen Kollegen das Blut in den Adern kochen machte. Einige Stunden darauf war das abgrenzende Gebirg, Gestamp und Getöse in der weiten Maschinenhalle verstummt. Die ruhigen Arbeiter umstanden mit schreckensgleichen Mienen eine am Boden liegende, formlose, blutige Masse. Diese und einige Zeugnisse, die an der jetzt so harmlos schmeibenden, eisernen Welle ließen, waren alles, was von dem Unthätigster bauenden Cylindern übrig geblieben war.

„Und morgen sollte seine Lene eingiegnert werden!“ sagte leise, mit zuckenden Lippen, ein Braukopf, ein Veteran der Arbeit, zu seinem Nachbar, einem riesigen Modellstichter. Der wendete den Kopf und stieß mit der schweligen Faust über die Augen.

Da gab es drei glückliche Menschen weniger in der großen Stadt. Der Schicksalsgriffel grub seine ersten, unverlöschlichen Runen in das Antlitz der Frau.

Tribe Tage kamen für Mutter und Tochter. Die erstere trug des Morgens Zeitungen aus und wusch des Nachmittags bei fremden Leuten; die Lene kam in eine Blumenfabrik, wo sie die Natur kopiren und — andere, weniger schöne Dinge lernte. Aber noch ging die giftige Saat, die ihr die Kolleginnen in das junge Herz streuten,

nicht auf, noch zitterte darin der Schmerz um den Verstorbenen nach.

Aber das blieb nicht so. Es vergingen wieder drei Jahre, und aus dem bildhübschen Kinde war ein nicht minder schönes, junges Mädchen geworden, dem die Fabrikluft noch nicht die frischen Farben der Jugend geraubt hatte. Wohl aber den Frohsinn. Die giftige Saat begann langsam, aber stetig in die Halm zu schießen. Sie wurde launisch, haberte mit sich und der Mutter ob ihres harten Pooles und hatte öfter Thränen in den Augen.

Und dann war es an einem schwülen Sommabend Abend im Sommer. Die Frau saß in der Küche bei der winzigen Lampe und betete auf eine nur noch aus Fäden bestehende Schürze einen neuen Flicken. Der heiße Zugwind strich durch das offene Fenster herein und machte von Zeit zu Zeit das Licht der Lampe aufblitzen. Das geräuschvolle Leben im großen Hinterhause erstarr allmählich. Und die Lene war noch nicht da!

Die alte murrstichtige Wanduhr schnarrte zehn befehle, schlängelnde Schläge herunter.

Die Frau schrak auf. Schon zehn? Und die Lene — sie wird sich etwas verspätet haben und nun vor der geschlossenen Hausthür warten. Das mag schon 'mal vorkommen; aber sie wird sie doch ordentlich ins Gebet nehmen, sonst könnte solch' Verpöthung zur Gewohnheit werden.

Sie nimmt den Sausschlüssel vom Sims, eilt leise die dunklen vier Treppen hinauf, über den langen Hof, den Fluß — und heert die Hausthür auf. Da war niemand.

Sie beschließt zu warten und drückt sich in eine Ecke der Thürmauerung. Lange kann die Erwartete ja nicht mehr ausbleiben. Und es ist eine köstliche Sommernacht und auf der Straße noch so lebendig. Wie immer an einem Sommabend.

Allmählich aber wird es still; nur vereinzelte Passanten kommen noch vorüber. Vom Thurm der nahen Kirche dröhnt die erste Stunde. Wie die dumpfen, dröhnenden Schläge ihr das Herz erschüttern, wie die Angst sie packt! Ach, wenn sie doch käme, sie würde ihr statt eines scheltenden, tauelnd gute Worte sagen.

Draußen über der Straße, im Schnapsladen, geht es noch lustig her. Hinter der Glascheibe der Eingangsthr tauchen in den wallenden Rauchwolken verschiedene Köpfe auf; die wimmernden Töne einer Ziehharmonika bringen abgerissen an ihr Ohr und aus heiseren Kehlen der Gesang: „Und die alten Deutschen tranken noch eins!“ Dann verstummen Spiel und Gesang; durch die geöffnete Thür, über die wenigen Stufen der Steintrappe stolpern die Brauntweinseligen Gefellen, raschelnd lenkt sich die Kollajolie über die Thür, das Was in dem rothen Glaskransparenz darüber erlischt. Noch einige Minuten stehen die Kampare lärmend und lachend bei einander, dann trennen sie sich mit geräuschvollem Geuz und gehen auseinander, die einen hierhin, die anderen dorthin — die Straße ist von nun an ruhig und still.

Und sie wartet — wartet! Sie wickelt die Arme in ihre Schürze, denn es fröhelt sie.

Stunde auf Stunde verinnt. Erster Frühlingrothschein überlammt die Dachziegel; irgendwoertönten Hahnenschrei. Da geht sie mit schwerem, schleppenden Schritt wieder hinauf. In der Küche verflummt langsam, mit überreichendem Duft, die Lampe. Sie stoßt sich auf den Bettredner nieder und drückt die arbeitshärteten Hände gegen die hämmernenden Schläfe. Die ersten Sonnenstrahlen tanzen sättern auf ihrem dünnen Scheitelhaar. Tief und tiefer sinkt der Kopf in die Hände hinein. Sie wollte weinen und konnte es nicht.

Im Hause beginnt es lebendig zu werden. Thüren werden auf- und zugeschlagen; das Durcheinander vieler Schritte hallt von der Treppe und dem Hofe wieder; Kinder schreien, Weiber keifen, dazwischen rauhe Männerstimmen.

Und sie wartet — wartet! Die Uhr holt eilen aus zu neuen acht Schlägen, als die Lene eintrat.

Die Frau hob den Kopf. Sie schrie nicht auf, weder im Horn noch in der Freude — sie hatte nur einen langen langen Blick für das Mädchen, mit dem schlaffen, übernächtigen Jügen und den müden Augen — sie hielt sich am Bettstößeln fest, um nicht umzufallen. Denn die vor ihr, das war nicht ihr Kind, ihre Lene — das war eine —

Ja, wer den Gedanken ausbenden könnte!

Das Mädchen war gefest gewesen auf schelende Worte, bittere Thränen, heftige Vorwürfe — aber diese steinerne Ruhe war schrecklicher, als all' dies zusammengekommen. Sie fühlte, daß sie etwas sagen müsse und sie sagt es mit abgewandtem Gesicht, dabei den Hut von dem wirren Rothhaar nehmend.

„Du hast Dich wohl sehr geängstigt, liebe Mutter? Aber ich konnte nicht eher kommen — wir haben arbeiten müssen bis spät in die Nacht hinein — es ist schließlich eine große Bestellung gekommen — eine überseiche — und dann wollte ich nicht in der Nacht allein nach Hause gehen — wir haben es uns auf dem Saal ein bißchen bequem gemacht — die Vertica — und die Marke und die andere. Aber nun bin ich recht müde.“

Und sie gähnt, wie zur Bekräftigung ihrer Worte. Aber keine Antwort erfolgt. Nur die tiefen, gequälten

Athemzüge der Frau werden hörbar. Da fliegt das Mädchen weinend ihr an den Hals; die Lippen, die blutleeren, küßend und die farblosen Wangen.

„Mutter — liebe Mutter — Du glaubst mir nicht? O, es ist wahr!“

Die Frau schließt sie zurück, nicht gerade unfaßt. „Geh! schlafen jetzt!“

Das Mädchen geht, immer noch weinend, in ihre Kammer.

Die Frau verharrt noch eine Zeit lang in dumpfem Brüten. Dann wirft sie ein Tuch um und verläßt die Wohnung und das Haus. In hastender Eile bewegt sie sich durch die Straßen. So golden strahlt die Sonne vom tiefblauen Himmel herab; die Gloden hallen ihre vielstönige Mahnung weithin über den Häuserzean; die Menschen, die ihren Weg kreuzen, haben alle so helteres, selbstzufriedenes Aussehen. Es ist, als gäbe es an diesem leuchtenden Sonntagmorgen kein Elend in der großen Stadt. Nach einer etwa halbstündigen Wanderung tritt sie in das Portal eines großen, weißenstrigen Gebäudes. Eine Viertelstunde vielleicht blieb sie dort — dann kam sie wieder heraus. Die Arme der Unglücklichen hatte eine neuer Zuwachs erhalten.

Als sie wieder nach Hause kam, war die Lene — fort.

Abermals drei Jahre sind seitdem ins Land gegangen, und die Runen in ihrem Antlitz und die Silberfäden in ihrem Haar haben sich vermehrt. Sie trägt noch immer Zeitungen aus und steht noch immer bei fremden Leuten des Nachmittags am Waschfaß.

Von der Lene hatte sie nichts wieder erfahren. — Die Sonne steigt höher hinauf; das Leben der Straße beginnt sich mehr und mehr zu entfallen.

Sie kommt über den Spittelmarkt. Vor dem Polizeiamt hält einer der grünen Polizeiwagen. Trotz der frühen Morgenstunde hat sich hier ein Häuflein Neugieriger eingefunden. Jetzt drängt man zusammen und macht lange Fäden — im Gänsemarsch kommen drei Gefellen aus dem Hause: jede von ihnen typisch für die betreffende Gattung.

Die Reihe eröffnet ein langer, hagerer Mann mit bloßen, schammarkirten Gesichtszügen und schwarzem, in dünne Spitzen auslaufendem Schnurrbart. Den Cylinder etwas in den Nacken geschoben, die rechte Hand in der Tasche seines modernen, gelben Ueberrocks, in der linken ein Spazierstöckchen schwingend, läßt er einen geringfügigen Blick über die gaffende, höhnende Schaar gleiten. Er „arbeitet“ in der „höheren Escamotage“, wie er es, in Taschendiebstahl, wie das Gesetz es nennt. Man hat ihn gestern Abend auf frischer That erfaßt, wie er in einem eleganten Cafe einem behäbigen Fröwingtalen die Uhr abzunutzen im Begriff war. Was sieht ihn das an? Das nächste Mal wird er vorsichtiger sein. Selbst der „Ausgelernteste“ hat zuweilen — Res!

Ihm nach folgt ein Mädchen; auf der Stirn, in den schönen Jügen, in den Augen das Mene-Tel des entnervenden Lafters. Sie ist mit geschmackvoller Eleganz gekleidet, doch weisen die Kleider Spuren des nächtlichen Aufenthaltes im Polizei-Gewahrsam auf. Unter dem Hüßchen quillt eine Fluth rothblonden Haares hervor. Sie lächelt und wiegt sich herausfordernd in den Hüften.

Als dritter eine verlotterte, zerlumpte Gestalt, zusammenschauernd vor der morgenröthlichen Luft, die Hände in den Holentaschen, das aufgedunsene Gesicht mit den eilenzunnen Bartstoppeln tief auf die Brust gelenkt — nicht vor Scham, sondern vor innerlichem Frost. Ein durchbringlicher Alkoholbust geht von ihm aus.

Die Frau will achtlos an der Scene vorbeistehen — sie ist selbst zu elend, um sich am fremden Elend weiden zu können. Nur flüchtig streift ihr Blick hinüber — sie bleibt wie angewurzelt stehen und erbleicht bis in die Rippen hinein.

Und auch das Mädchen blickt wie zufällig zu ihr hin — auch es bleibt stehen, flammende Röthe im Antlitz, bis in den Nacken hinein.

Der begleitende Schutzmann rüttelt sie unfaßt am Arme.

„Vorwärts!“

Sie schüttelt sich, wie um einer unangenehmen Empfindung lebzig zu werden. Dann wirft sie den Kopf in den Nacken zurück und schwingt sich behend auf den eisernen Tritt, in den Wagen hinein — der Schnapsbruder, der Schutzmann hinterdrein — der Schlag fällt dröhnend zu. An ziehen die Pferde, davon raselt der Wagen mit seiner traurigen Summe an Elend und Lafter, an mutwillig zerstücktem Lebensglück, um den weiteren menschlichen Abzug der sich während der verflochtenen Nacht in den verächtlichen Polizeikämtern des Stadtviertels angehäuft hat, einzulammen.

Die Neugierigen zerstreuen sich eilends; ein Bäderjunge, der darunter war, hebt seinen Kopf auf die Schulter, spitzt die Lippen und speit im Davongehen:

„Schändlich ist, wer veräpft. Was nicht mehr zu ändern ist!“

Mit großen starren Augen hatte die Frau dem davonrollenden Wagen nachgeschaut. Jetzt legte sie die Stirn an die an der Ecke befindliche Plakataule. Unauffällig steigt ihr das Wasser in die brennenden Augen. Sie

schleicht in ihre Schürze hinein. Wenn sie jetzt sterben könnte!

Ein schwerer Schritt läßt sich vernehmen, eine Hand legt sich auf ihre Schulter:

„Na, Mutterchen, so früh und schon weinen?“
Der Fettenliebhaber ist es, mit dem Westinghausen vor der Brust, der kurzen Felleter auf der Schulter, den bunten Kavalieren unter dem Arm.

Sie fährt einige Male hastig mit der Schürze über das Gesicht.

„Mir war man bloß 'was in's Auge geflogen!“

Und weiter eilt sie mit doppelter Schnelle. Denn wenn der Herr Kanzler Rath J. und der Rentier J. ihre „Leibblätter“ nicht zur bestimmten Minute erhalten, so klagen sie bei dem Speiditeur über Unpünktlichkeit, und sie ist entlassen.

Zu Hause mag sie weinen.

Die internationalen Wettrennen in Deutschland.

Von A. Beger.

Das deutsche Reich verliert in jeder Rennkampagne gegen 200,000 Mark an Oesterreich-Ungarn in Gestalt von Freiren und Einlägen. Gegen 100,000 Mark werden in gleicher Weise an England und Frankreich beim großen Baden Meeting auf's Spiel gesetzt und meist verloren. Rechnen wir hier zu, daß wir jährlich viele Tausende für Zuchtstiere englischer Rasse ausgeben und daß die Wettbetheiligung deutscher Sportkrieger an den Ereignissen des ausländischen Turfs eine sehr rege ist, so dürfen wir bei den uns ersittenden Verluste noch sehr viel höher beziffern. Sie entziehen sich in der That einer genauen Schätzung, sind aber jedenfalls enorm; denn das Wetten auf Pferde, die in England und Frankreich starten, ist eine der ältesten Arten des Hazard geworden, weil es weder im Interesse der die Wetten vermittelnden Agenten, noch der englischen Turfsitten liegt, uns über die Chancen der verschiedenen startenden Pferde reinen Wein schenken. Es wird auf diesem Gebiete zu Gunsten der wenigen „wissenden Leute“ an Ort und Stelle eine sehr rege Vermittelung getrieben, über welche sogar die Engländer selbst sich beklagen.

Unserer Ansicht nach gehörte es sich, daß das Gesetz sich diesem Verhältnisse gegenüber ins Mittel lege. Wir verbieten in recht partikularer Befangenheit das Spielen in „ausländischen“ Wettrennen, um wieviel mehr Grund läge vor, das Wetten auf Rennereignisse in England und Frankreich bei ausländischen Vermittlern in Boulogne, London und Amsterdam strafbar zu machen! Die Verschleppung der Wettläufigen würde hierdurch auf die Entwertung des wasserländischen Turfs konzentriert, und Hunderttausende an barem Gelde, die uns jetzt alljährlich abgezapft werden, dem nationalen Vermögen erparten. Kurz, es würde in diesen Wetten auf heimische Turfereignisse ein Surrogat für die Lotterie geschaffen.

Wenn wir mit einem scheinbar so unliebenschuldigen Appell an die bellige Germania und ihre Schwester Themi uns unsere Darstellung eröffnen, so wollen wir nicht verzeihen, den Turfereignissen auf heimathlicher Erde einen orientirenden Blick zu widmen.

Auch hierbei haben wir zu bebauern, daß der Zuwachs an Rennungen bei den großen Rennen auf deutschem Boden, welche der ausländischen, speziell der österreichisch-ungarischen Konkurrenz offen stehen, zum großen Theil eben dieser Konkurrenz zuzuschreiben ist. Die nur deutschen Pferden offenen Rennen weisen sogar ein Nachlassen der Betheiligung auf.

Rätheln wir zuvörderst die namhaftesten dieser Oesterreich-Ungarn resp. auch dem übrigen Auslande offen stehenden Rennen in der Reihenfolge auf, in welcher sie sich alljährlich vor uns abwickeln.

Das Hengst-Rennen ist das bedeutendste Rennen des Berliner Frühjahrs Meeting, welches sich im Mai monas abschließt. Dasselbe wurde im Jahre 1871 für 3j. deutsche und österreichisch-ungarische Hengste und Stuten gegündet; doch wurde es noch von keinem ausländischen Rennstallbesitzer gewonnen. Das Rennen wird über 2000 Meter gelaufen; der Sieger erhält 5000 Mark (Staatspreis) und einen Ehrenpreis des Grafen J. Fendel von Donnermarkt sen.

Das Union-Rennen wird während des Sommer-Meetings (meist Mitte Juni) auf der Berliner Bahn d. h. im Hoppengarten gelaufen, heißt auch häufig das „Berliner Derby“. Es ist mit einem Staatspreis von 10,000 Mark dotirt und wurde im Jahre 1834 gestiftet. Die Distanz beträgt 2800 Meter, der Einlaß 300 Mark, das große Hengst 200 Mark, das „kleine“, welches bei früherer Streichung des genannten Pferdes gezahlt wird, 100 Mark; die Hengste haben in demselben 57 Kgr., die Stuten 55 1/2 Kgr. zu tragen, und Produkten deutscher Stuten kommt eine Gewichtserleichterung von 2 Kgr. zu Gute.

Das norddeutsche Derby, Deutschlands bedeutendstes dreijähriges Rennen, wird seit dem Jahre 1869 Ende in Hamburg gelaufen. Dasselbe wurde ursprünglich von den Herren Willamowitz-Wollenburg und von Schwichow-Warzensdorf präponirt. Der Preis dafür betrug 1400 Thaler, auch konnten an demselben nur in Norddeutschland gezogene Pferde theilnehmen. Diese Bestimmung wurde später aufgehoben und der Preis erhöht, wogegen dem Rennen sich heute eigentlich nicht mehr passender Name verlorb. Der Preis von 20,000 Mark ist für alle dreijährigen, in Deutschland, der Österreich-

ungarischen Monarchie, Dänemark, Norwegen und Schweden geboren oder im Jahre ihrer Geburt mit der Mutter dahin eingeführt Hengste und Stuten. Einlaß 200 Mark. Zu tragendes Gewicht! Hengste 56 Kgr., Stuten 54 1/2 Kgr. Dem Zweiten 3000 Mark. Dem Dritten 1000 Mark aus den Einlägen und Neugeboren. Distanz 2600 Meter.

Das norddeutsche St. Jeger, von demselben Charakter wie das vorerwähnte, besteht seit 1881 und wird stets im September zu Hannover gelaufen, wo außerdem während des Jull große Rennen stattfinden. Der Preis für das Rennen beträgt 12,000 Mark und die Distanz 2800 Meter.

Seitselfeld-Rennen ist der Name eines für 3j. deutsche und österreichisch-ungarische Hengste und Stuten offenen Rennens, welches während des Berliner Herbst-Meetings, Anfang Oktober, über 3000 Meter gelaufen wird; der Preis beträgt 6000 Mark nebst einem Ehrenpreis.

Zwischen das Hengst- und das Union-Rennen fallen nun noch die Leipziger Renntage, wo der Stiftungspreis von 3000 Mark das namhaftere internationale Ereigniß bildet. Es ist ein „biennial stakes“, d. h. ein Preis für zweijährige. Die Rennen zu Breslau im Juni sind von hervorragendem, außer durch das Schlesische Zuchtrennen um 4000 Mark aber nicht von internationalem Interesse, noch weniger die übrigen provinziellen Rennen. Solche finden im April zu Hamburg und Mainz, im Mai zu Mannheim, Weimar, Hofswald, München und Danzig, im Juni zu Götting, Bremen, Merseburg, Düsseldorf, Paderburg, Königsberg, Magdeburg, Detmold und Aachen, endlich im August zu Döberan und Götting statt.

Dagegen limitirt das hiesige Interesse an den Ergebnissen des Badener Turfs. In der letzten Das zu Affenheim bei Baden-Baden wird am Ende August die große Schlacht des Jahres gelaufen, während sich gleichzeitig die Beau-Monde der ganzen Welt dort ein Nennedebüt gewährt. Das Meeting wird von internationalen Club veranstaltet, der über große Mittel verfügt. Die „Cracks“ (das Gegenstück von Straden) aller Länder konkurriren hier um den Substanz, der Großen Preis von 40,000 Mark nebst Goldpokal, wozu der Einlaß für jedes Pferd 1000 Mark, das Hengst 400 Mark beträgt.

Deutsche, Dänische und österreichisch-ungarische Pferde gehen eine Gewichtserleichterung, um sie gegen die hervorragenden Juchter von Frankreich und England aufnehmen zu lassen. Die Siegerliste dieses Rennens geht auf das Jahr 1858 zurück und nennt bis 1870 nur französische Namen. Dann trat der englische Herzog von Hamilton als Sieger ein, während in dem Jahrzehnt zwischen 1872 und 1883 diese Elemente sich fern hielten; 1883 aber wurden sie geschlagen, da Lieutenant Friedrich Hengst „Broden“ sich den Preis erwarb. Eben dieses Pferd hat auch auf englischem Boden im Frühjahrs-Meeting zu Liverpool 1885 sich mit Ruhm bedeckt. Es kam unter ein Cracks schwer gedankt, d. h. belastet, und ein bedeutendes Hebergewicht tragend, als zweiter ein. Auch das königlich preussische Hauptgestüt Grady hat mit seinem „Vorläufer“ und mit der berühmten kleinen „wahlgigen“ Stute „Glode“ auf Englands klassischem Turf Vorbeeren zu pflücken versucht. Auch der rührige Herr Dehshlagler ist jenseits des Kanals vertreten.

Neues des „Großen“ haben wir des „Zukunftspries“ von 20,000 Mark als des vornehmsten internationalen Wettrenns für die zweijährigen Pferde aller Länder, ferner der Preise von Affenheim, des St. Jeger Handicap und des großen Badenener neben dem großen Armeesportrennen (über Hindernisse) zu Berlin zu gedenken. Der Preis von Affenheim, 5000 M., ist so recht eigentlich ein Zuchtrennen, da die Konkurrenten genannt werden, noch ehe sie geboren sind, so daß also das Vertrauen auf die guten Eigenschaften der Eltern hier die Unterlage zur Wette abgibt.

Alle diese Veranstaltungen sind von hoher Bedeutung. Denn jede Veredelung unserer Rind- und Hausthiere ist ein hoher Gewinn, eine Vergrößerung des nationalen Vermögens und hat eine Veredlung der Menschen selber zur Folge.

Die Ausnutzung des Pferdes.

Von Paul Staberom.

Nicht allein als Zug- und Reitthier hat das Pferd stets eine hervorragende Rolle unter den dem Menschen dienlichen Geschöpfen gespielt, seine Hauptbedeutung beruht in den rüheligen Zeiten, wie auch noch jetzt bei den verschlehten Völkern, zunächst in der ausgiebigsten Verwendung, welche man von ihm als Speiseobjekt macht.

Die erst seit wenigen Jahrzehnten begonnene prähistologische Forschung hat zur Evidenz erwiesen, daß schon in der Urzeit Pferdefleisch ein Nahrungsmittel bildete und besonders auch für die Urbevölkerung anderer Kontinente, der, wie noch heute das Innere Afrikas, von großen Herden wilder Pferde durchzogen wurde. Wilde Pferde und Reithiere jagten, um sie zur Nahrung zu verwenden, schon die sogenannten Höhlenmenschen, und bis in die jüngste Zeit hinein lassen sich nach Dr. Langhans in Hamburg — dessen interessanter, eingehender Abhandlung „Pferde und Naturvölker“ im internationalen Archiv für Ethnographie wir im Folgenden uns anschließen — Beweise erbringen für das Verzehren von Pferdefleisch.

So sind im europäischen Rußland die Styrigen, jenes mongolische Reitervolk, bekannt wegen ihrer Vorliebe für Pferdefleisch, Kamms und Pferdehäute, so leben hauptsächlich von Pferdefleisch an der Ostsee die Kisten, und auch

gegenwärtig noch essen die Vajtsiren, die Kogaien, wie alle Tataren Pferdefleisch und Pferdehäute und trinken Stutenmilch frisch oder als Kummis. Noch im Jahre 1600 kauschten die Zährler bei Gattereten das Fleisch geallener Mähren, und heute ist Hengstfleisch Geangensstoff in Dänemark und auch vielfach Gegenstand der ärmeren Bevölkerung anderer europäischer Länder.

Überall werden heute noch in Asien Pferde gegessen wie schon zu Timur's Zeiten, an dessen Hof bei Festlichkeiten gebratene Pferde und Hammel herbeigeführt wurden. Bei den Kirgisenstämmen, bei den Kalmücken, Westsibirien und Kasas ist Hengstfleisch das vornehmste Gericht, und die Jakuten vollends im fernem Osten glauben, daß es nichts Schmachvollereres auf der Welt gebe, als Pferdefleisch. Würden sie sonst doch wohl kaum das Fett logat roh essen und es dem Säugling zur Veräußerung in den Mund stecken, oder der Bräutigam der lieblichen Braut als Ausdruck seiner Verehrung einen gebackenen Pferdelopf, umkränzt mit Wurzeln aus Pferdefleisch, zum Präsent machen! Ja, sicherlich sind gerade die Jakuten Fanatiker des Pferdefleischgenusses! Es ist nämlich erwiesen, daß sie nur deshalb nicht Christen werden wollten, um ungehindert in köstlichen Pferdefleische weiter schmelzen zu können! Sie gleichen darin auffällig den Zährlern, welche sich bei der Annahme des Christenthums im Jahre 1000 ausdrücklich das Essen von Pferdefleisch vorbehielten.

Wie nun das Fleisch des Pferdes für so viel Völker unentbehrlich wurde, so nicht minder die Stutenmilch. In der That ist der Verbrauch derselben bei weitem größer als derjenige von Ziegen- und Kuhmilch, und dies schon im grauen Alterthum, wo, um nur ein Beispiel anzuführen, bei den Mongolen, wo das Pferd als Mähthier vorzugsweise benützt wurde. Vor allem in Central-Asien wird Stutenmilch als Kummis stark verbraucht. Im Süden des Lani-La-Bajess werden dreihundert Regimentsstuten, um aus ihrer Milch Mähthier zu Gähren zu erziehen, im Dalai-Lama bestimmes Getränk zu gewinnen, und während der Kinder epidemien auf Java erziehen die Säuglinge häufig Stutenmilch. Aber auch in Amerika genießen die Indianer, obwohl sie niemals zahlreicher Kinder- und Schafherden sind, doch niemals deren, sondern ausschließlich die Milch der Stuten. Dr. Langhans führt ferner an, daß ähnlich jener barbarischen Gewohnheit der Afrikaner, den Kindern die Pferdehäute zu öffnen und zum Trinken des warmen Milches entweder den Mund auf die Öffnung zu legen, oder den Lebenssaft im Strahl herausbringen zu lassen und in einem Gefäße aufzufangen, auch bei den Indianern in Paraguay es herkömmlich ist, den Pferden die Ader zu erschneiden und den Mund zum Trinken auf die Wunde zu legen.

Doch nicht allein sein Fleisch, seine Milch, auch Haut und Haare muß das Pferd dem Epopten Mensch zur Verwertung überlassen. Kleidung, Zelte, Stiefel, Stricke fertigen sich schon aus Pferdehäuten die Naturvölker, und schon der Altmutter der Gesichtszugreibung, Gerodot, weiß zu berichten, daß man in Gedrosien (Beludschistan) auf dem Kopfe die Strümpfe eines Pferdes mit aufrecht stehenden Ohren und Mähne trug, und wenn wir zur Gegenwart übergehen, so finden wir in südländischen Rußland die Hirten der wilden Zabuenerpferde in Füllleder gekleidet; die Männer der tatarischen Pferdeherden aber hüllen sich Winters dergestalt in ein Pferdefell ein, daß die Mähne längs des Rückens liegt, „damit der Wind mit den Haaren spielen könne“. Ferner fertigen die Tschinghen und Gaudos ihre Lederstrümpfe aus der Weinhaut des Pferdes an. Daß übrigens die hieberen Gaudos ihre Strümpfe wechseln, wenn sie dieselben einmal angezogen haben, soll niemals vorkommen. Sie werden eben so lange getragen, bis sie in Fegen von den Füßen abfallen. Auch Handhufe werden aus Pferdehaut fabrizirt, und zwar in Rußland aus sibirischen Fohlenleder.

Pferdeharen sind ein Schmuck der Reiter an den Kisten, die Zurenstriche der Kirgisen bestehen aus demselben Stoffe, Pferdehaarmatten tragen die Koraner, und gegen die Insektenstiche schützen die Landleute im Alt sich mit einer fadenförmigen Kopfbedeckung, deren Vordertheil aus einem Kopfharnsch besteht. Um die Zigel des oberen Theil der chinesischen Mauer miteinander zu verbinden, nahm man Löhnerlein mit darunter gemischten Pferdehaaren. Außerdem verwendet man in Java das Pferdehaar, um sich seiner Feinde zu entziehen, so zwar, daß ein langes Pferdehaar zu einer Pille zusammengerollt und dem Essen beigemischt wird, damit es sich, von dem Betreffenden verschluckt, in den Eingeweiden entrolle und so den Tod verurtheile. — Sogar als Geld wurden Pferdehaare gebraucht und zwar bei den Wenden, bei denen die Mähne als Zahlungsmittel galt.

Es erübrigt, noch die Verwendung des Pferdefettes als Beleuchtungsmittel, das in Urgras von den ärmeren Leuten beliebt wird, zu erwähnen, und daß dort die Knochen der jährlich durchschnittlich 30,000 geschlachteten Pferde zur Selenfabrikation dienen müssen, eben so für unsere Damenwelt interessante Thatsache, daß das „Fett von Schäl des Pferdes“ in China von den Frauen sogar zur Weißerung des Haarwuchses gebraucht wird, um zu konstatiren, daß das Pferd unter allen Thieren, welche der Mensch sich nutzbar machte, unbestritten am meisten — ausgenutzt wird.

Beantwortlicher Redakteur: H. Koenigler.

Verlag und Druck von H. Koenigler in Halle.
Erscheinungsort: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.